

Spielende Kinder am Central Park. Das Foto ist unscharf und zeigt ein Mädchen nach dem Absprung von einer Mauer mit ausgebreiteten Armen in der Luft schwebend, den Kopf nach unten gesenkt, die Beine angezogen und mit flatterndem Rock und Mantel. Das Mädchen bemerkte die Fotografin nicht, im Gegensatz zu ihren Freunden auf der Mauer. Dieses Foto machte Mary Ellen Mark 1967, markierte es auf dem Kontaktbogen aber nicht für eine Auswahl, sondern entdeckte das Bild erst viel später wieder, um es 1999 in einer Monographie zu veröffentlichen.

Die 1940 in Pennsylvania geborene und 2015 an einer Knochenmarkerkkrankung 75jährig in New York gestorbene Fotografin besaß ein großes Talent für den richtigen Moment, den Auslöser zu betätigen. Es gelangen ihr etwa phantastische Bilder von Demonstranten für und gegen den Vietnamkrieg, deren politische Haltung schon in Gestik und Mimik erkennbar wurde. Auf einer Fotografie hält ein schwarzer Demonstrant in New York City 1968 ein Plakat in die Höhe mit dem lapidaren Muhammad-Ali-Zitat »No Vietnamese ever called me a nigger!« C/O Berlin zeigt nun die erste umfassende Retrospektive Marks, abgesehen von einer kleineren Ausstellung der Galerie Nagel 1979 in Westberlin ist es die erste Würdigung dieses außerordentlichen Werks in Deutschland.

Eine ältere Frau mit extravaganter Brille, die eine Hand am Glas auf dem Tresen, unarmt mit der linken ihren Begleiter, den sie mit geschlossenen Augen innig küsst. Mit diesem von Mark 1977 in einer New Yorker Bar beobachteten intimen Moment bewirbt C/O die Ausstellung »Encounters«, zu deutsch »Begegnungen«. Das Plakativ ist Flug gewählt, denn ein herausgelöstes Foto aus ihren engagierten Langzeitstudien über Menschen aus gesellschaftlichen Randzonen hätte leicht zum Vorwurf führen können, das Elend auf ein mediales Spektakel zu reduzieren. Dennoch sind die Bildserien von Menschen, die ansonsten nicht im Zentrum der medialen Aufmerksamkeit stehen und für die Mary Ellen Mark verdientermaßen berühmt wurde, natürlich in der Ausstellung zu sehen. »In

Ins Gesicht geschrieben

Eine Retrospektive der sozialkritischen Fotografien von Mary Ellen Mark im C/O Berlin.
Von Matthias Reichelt



MARY ELLEN MARK: COURTESY OF THE MARY ELLEN MARK FOUNDATION AND HOWARD GREENBERG
Mary Ellen Mark: The Damm family in their car. Los Angeles, California, 1987

der dokumentarischen Arbeit muss du dich richtig tief eingraben und ein Teil der Geschichte werden«, erklärte sie in einem Interview 1989.

Da war sie bereits eine hochdekorierte Fotografin, doch die Glanzzeit der Magazine mit großen Fotostrecken war bereits vorbei. Um ihre umfangreichen Projekte, verbunden mit längeren Reisen, durchführen zu können, nahm sie immer wieder Aufträge als Setfotografin – unter anderem bei »Einer flog über das Kuckucksnest« (1975) und »Ragtime« (1980) von Miloš Forman und Francis Ford Coppolas

»Apocalypse Now« (1979) – an und unrichtete nebenher. In Indien war sie oft. In Mumbai fotografierte sie Serien über den dortigen Zirkus sowie über den Rotlichtdistrikt an der Falkland Road. Bereits in den 60er Jahren hatte Mark bei einem Besuch in Mumbai die örtliche Bordellszene entdeckt und kehrte in den folgenden zehn Jahren immer wieder dorthin zurück, erlebte aber aggressive Feindseligkeit von Freiern und Sexarbeiterinnen, ohne einen Zugang zu ihnen zu bekommen. Erst 1978 lernte sie Soraja, die Leiterin eines Bordells, kennen und konnte über

sie allmählich das Vertrauen der Prostituierten gewinnen, die ihr einen intimen Einblick in ihre Arbeit gewährten.

1988 erschien unter dem Titel »Streetwise« die Publikation mit Marks berühmten Porträts von Straßenkindern im Drogen- und Prostitutionsmilieu Seattles mit einem Vorwort von John Irving. Das Magazin *Life* hatte Mary Ellen Mark mit einer Reportage über jugendliche Ausreißer beauftragt. Da Seattle damals als »lebenswerteste Stadt« galt, begab sich die Fotografin dort auf die Suche nach einer Erzählung aus Sicht der Verlierer. Im Mittelpunkt der Serie steht Tiny, der schon als 13jähriger die widrigen Lebenserfahrungen ins ernste Gesicht geschrieben waren. Es dauerte eine Weile, bis Mary Ellen Mark ihr Vertrauen gewann und Tiny ihr erlaubte, sie mit der Kamera zu begleiten. Fasziniert von ihrer Würde und Klugheit, bot Mark ihr vergeblich an, zu ihr und ihrem Mann in New York zu ziehen, um dort die Schule zu besuchen. Von ihrer ersten Begegnung 1983 in Seattle bis 2014 besuchte Mark Tiny immer wieder und dokumentierte die Stadien ihres Lebens, in dessen Verlauf sie zehn Kinder zur Welt brachte.

Weitere aufwendige Serien zeigten den Alltag einer geschlossenen Frauenstation in der Psychiatrie, die sie bei den Dreharbeiten von Formans Ken-Kesey-Verfilmung zum ersten Mal sah. Mark kehrte zusammen mit der Schriftstellerin und Sozialwissenschaftlerin Karen Folger Jacobs zurück und blieb einen Monat, um mit den Patientinnen zu sprechen und sie zu fotografieren. Ähnlich aufwendig war die Studie über eine Obdachlosenfamilie, die samt

Kindern und Hund in einem Auto lebt. All diese Reprotagen sind traurige Belege und Anklage zugleich, was eine angeblich humane und demokratische Gesellschaft Menschen zumutet. 1981 notierte Mary Ellen Mark während ihrer zweiten Reise zu dem von Mutter Teresa geführten Hospiz in Kalkutta: »Manchmal denke ich, dass ich mich bewusst dem aussetze, was ich am meisten fürchte...«

■ Mary Ellen Mark: »Encounters«. C/O Berlin, bis 18. Januar 2024; Katalog 40 Euro
■ co-berlin.org

Die Spritze ins Herz

Mit epischer Qualität:
Zum Tod von Shane MacGowan, Sänger und Songwriter der Pogues

Bruce Springsteen nannte in der irischen Ausgabe der »Late Late Show« im Oktober 2020 den Sänger und Songwriter Shane MacGowan von der anglo-irischen Folk-Punkband The Pogues, »einen Meister«. Und weiter: »Ich glaube fest daran, dass in hundert Jahren die meisten von uns vergessen sein werden, aber dass man sich an Shanes Lieder erinnern wird.« Eine ganz andere Meinung hatte der irische Folksänger Tommy Makem von den Clancy Brothers. Er nannte die Pogues »die größte Katastrophe, die die irische Musik ereilt hat«. Für Traditionalisten stimmte das wahrscheinlich. Doch heute überwiegen die Bewunderer. Am Donnerstag ist Shane MacGowan, der für seine schiefen Zähne und seine Trunksucht fast so bekannt ist wie für seine Lieder, im Alter von 65 Jahren in Dublin an einer Lungenerkrankung gestorben.

MacGowan sang mit tiefer, heiserer Stimme, schrieb viele Jahre lang exzellente politisch gefärbte Songs – er war ein Fan der republikanischen Untergrundorganisation IRA – über

harte Arbeit und hartes Leben, übers Umherziehen und das Exil, über Verbitterung und Verlust« (*The Irish Times*, 2018). Eine Stimme der Diaspora. The Pogues bildeten eine Brücke zwischen traditioneller irischer Folkmusik und Punkrock. Der Regisseur Julien Temple, der 2020 mit »Shane« einen Film über MacGowan veröffentlicht hat, erklärte vor kurzem: »Irische Musik war damals (Anfang der 80er, jW) nicht hip, nur Fiedeln und Blechflöten, eine Art »Folk-Museum«. Sie hatte keine

epische Qualität ... Und Shane brachte das zurück.« Wie eine Adrenalininjektion ins Herz.

Der bekannteste Hit der Gruppe, wurde das von MacGowan mitverfasste Weihnachtslied »Fairytale of New York«, die Klage eines Alkoholikers über eine gescheiterte Liebe und verlorene Träume, das er gemeinsam mit der wunderbaren, tragisch verunglückten Kirsty MacColl einsang. Der Song schaffte es 1987 bis auf Platz zwei der britischen Charts, in die er seitdem jährlich zum Fest zurückkehrt.

MacGowan wurde am ersten Weihnachtstag (er hatte es offenbar mit Weihnachten) 1957 im englischen Pembury (Kent) als Sohn irischer Einwanderer geboren. Bis er sechs war, lebte er jedoch im irischen Tipperary – bereits damals trank er regelmäßig – dann in Südtland und London. Als Junge las er James Joyce und Dostojewski. Mit 14 wurde er wegen Drogenbesitzes von der Schule geworfen. Mit 17 kam er in die Psychiatrie. Dann gründete er eine Punkband, da er schon zur Londoner Szene gehörte.

1982 formierte er die Pogues Mahone (ähnelt dem gälischen »Küss meinen Hintern«), die dann nur noch The Pogues hießen. Ihr drittes Album »If I Should Fall From Grace With God« (1988) war ihr künstlerischer und kommerzieller Höhepunkt. Da spielten sie in Stadien – aber meist als Vorgruppe.

Als MacGowans Trinkerei und sein Drogenkonsum überhandnahmen, wurde er 1991 von den Pogues gefeuert. Er formierte die etwas rockigere The Popes, doch hatte seinem musikalischen Werk wenig hinzuzufügen. Zwischen 2001 und 2014 trat er sporadisch wieder mit den Pogues auf.

Bei einem Sturz 2015 brach er sich die Hüfte, seitdem saß er im Rollstuhl. Zu seinem 60. Geburtstag gab es für ihn in Dublin ein Tributkonzert mit Bono von U2 und Sinéad O'Connor, der irische Präsident überreichte ihm eine Auszeichnung für sein Lebenswerk. Der Musiker Nick Cave erklärte nun, dass MacGowan »der größte Songwriter seiner Generation« gewesen sei.

Thomas Grossman

Auch am Sonntag

Ob der Herrgott, als er nach der Schöpfung am siebten Tage ruhte, sich auf die Couch legte und ein gutes Buch las? In einer Bibliothek hätte er es jedenfalls nicht leihen können, zumindest nach deutschem Arbeitsrecht. Der Deutsche Städtetag fordert nun, dass öffentliche Bibliotheken auch an Sonntagen öffnen dürfen. »Die Städte sollten künftig selbst entscheiden können, ob und wie oft sie ihre Büchereien sonntags öffnen«, sagte Hauptgeschäftsführer Helmut Dedy den Zeitungen der Funke-Mediengruppe. Die Bundesregierung müsse das Arbeitszeitgesetz entsprechend anpassen. Ein Recht auf Sonntagsöffnung hatten kürzlich auch Leitungsebenen und Teams führender Bibliotheken in Deutschland in einem offenen Brief an die Bundesregierung gefordert.

»Öffentliche Büchereien sind die am stärksten genutzten Bildungs- und Kultureinrichtungen in den Städten, aber gleichzeitig fast die einzigen, die sonntags nicht öffnen dürfen«, so Dedy, der auf Opernhäuser, Museen, Theater, Schwimmbäder, Kinos, Konzerthäuser und wissenschaftliche Bibliotheken verwies: »Das passt nicht zusammen.« Eine Sonntagsöffnung würde mehr Menschen einen kostenlosen Zugang zu Kultur- und Bildungsangeboten ermöglichen. In Nordrhein-Westfalen hatte im Juni ein Gericht entschieden, dass öffentliche Bibliotheken im Land auch an Sonn- und Feiertagen öffnen dürfen. Die Gewerkschaft Verdi hatte gegen eine entsprechende Verordnung des Landes geklagt. (dpa/W)

Schluss jetzt

Immissionsschutzbehörden aller Länder atmen auf: Kiss gehen in Rente. Die US-Rockgruppe hat mit einem Konzert in ihrer Heimatstadt New York City nach 50 Jahren ihre Bühnenkarriere beendet und zugleich eine »neue Ära« angekündigt, in der Kiss virtuell weiter existieren sollen. Im Madison Square Garden spielte die Band in der Nacht zu Sonntag vor ca. 20.000 Fans das letzte Konzert ihrer »End Of The Road«-Abschiedstournee, die rund fünf Jahre und 250 Konzerte gedauert hatte. Für ihre spektakulären Bühnenshows bekannt, zündeten die Musiker laut Selbstauskunft zum Abschied noch mal »eine Extraladung Feuerwerk«.

Kiss hatten im Januar 1973 in einem New Yorker Club ihr Liveдебüt gegeben. Zukünftig sollen statt der Bandmitglieder Avatare auftreten – virtuelle Abbilder, die von Industrial Light & Magic kreiert und im Madison Square Garden vorgestellt wurden. Das von »Star Wars«-Schöpfer George Lucas gegründete Spezialeffekteunternehmen hatte auch die Avatare für Abba erschaffen. (dpa/W)